

## Nachzeit

© Olaf Georg Klein

Es war keine Kurzschlußhandlung. Nein. Mein Entschluß war lange herangereift. Zugegeben, für andere, selbst mir Nahestehende, schwer erkennbar. Doch als ich ihn gefaßt hatte, war er mir so selbstverständlich, klar und unumstößlich wie selten etwas in meinem Leben. Durch ihn erhielt ich meine Freiheit zurück. Absurd. Was die Ärzte und Schwestern jetzt als meine "Rettung" bezeichnen, ist nichts als eine Verkettung unglücklicher Umstände.

Wie schön war dieser Tag gewesen. Warm, aber nicht heiß, mit hellen Tupfern an einem weiten Himmel, mit einem weißen Teppich von Blütenblättern unter den Kirschbäumen. Am Nachmittag lag ich im schattigen Gras auf einer Decke und strich mit meinen Fingerkuppen über den flauschigen Stoff. Ich beobachtete meinen Vater: Er saß aufrecht in seinem Lehnstuhl, das rechte Bein über das linke geschlagen. Seine grauen Haare streng nach hinten gekämmt, tiefe, gerade Falten auf seiner Stirn. Ab und zu blätterte er energisch ohne aufzusehen in seinem Buch vor und zurück, sonst aber folgten seine Augen in unermüdlicher Bewegung den Zeilen; Geräusche kamen von den Nachbargrundstücken: Geschirrklopfen, unregelmäßige Hammerschläge, Fetzen einer vom Wind herangezogenen Musik. Er schien sie nicht zu hören. Auch vor mir lag aufgeschlagen ein Buch: "Der kleine Prinz", von Exupéry, aber ich sah nicht hinein. Ich kannte den Text an vielen Stellen auswendig: "Es war nichts als ein gelber Blitz bei seinem Knöchel. Er blieb einen Moment reglos. Er schrie nicht. Er fiel sachte, wie ein Blatt fällt. Ohne das leiseste Geräusch fiel er in den Sand..." Es ist gut, daß ich die Zeilen auswendig kann. Mein Gedächtnis funktioniert.

Dieser Nachmittag. Immer wieder schloß ich die Augen, betastete mit den Händen mein Gesicht, fuhr über meine schmalen, fast geraden Augenbrauen hinweg, spürte die leicht gerundeten Nasenflügel, zeichnete die Wölbungen der Lippen nach, fühlte meine Haut, weiche Haut über den Wangenknochen; oder ich spreizte die Finger und fuhr mit den Händen langsam durch meine Haare. Als die Sonne hinter den aufziehenden Wolken verschwand, wurde es kühl.

Ich sehe mich wieder: Aufstehen, die Decke zusammenlegen und mit schnellen Schritten ins Haus gehen.

Meine Eltern fuhren ins Theater. An diesem Abend.

Sie hatten es mir einige Tage zuvor gesagt, und sie wußten, daß ich nicht mitkommen würde.

Alles war so selbstverständlich: Meine Frage, ob sie ihre Eintrittskarten hätten, und Vater griff prüfend nach seiner Brieftasche; mit zwei Fingern nahm ich ein Fädchen von seinem Jackett; ich umarmte sie beim Abschied, küßte beide auf die Wange, flüchtig nur, um mich nicht zu verraten. Dann gingen sie los, die wenigen Stufen hinab, und die Haustür fiel ins Schloß. Vater holte den Wagen aus der Garage, Mutter fuhr. Er war seit Wochen, seit Monaten, eigentlich, seit ich zurück war aus K. nie mehr ganz nüchtern. Von der Veranda aus sah ich ihnen nach. Endlich war ich allein. Mir war kalt. Zitternd rieb ich die Hände aneinander, streifte mir einen Pullover über und ging in das Arbeitszimmer meines Vaters.

Das alles soll erst vor wenigen Tagen geschehen sein? Vor knapp einer Woche? Nein. Das kann nicht sein. Das muß schon Jahre zurückliegen.

Damals stand ich vor den Regalen, strich mit meiner rechten Hand über die Bücherrücken, damals buchstabierte ich abwesend vor mich hin: "Das dialogische Prinzip", "Vom Ursprung und Ziel der Geschichte", "Geschichte der deutschen Literatur"... damals ging ich weiter, blieb wieder stehen, nahm irgendein Buch willkürlich heraus. Durch eine Erinnerung gemahnt? Durch eine Farbe verlockt? Sollte ich dieses Buch aufschlagen? Oder eher jenes? Vielleicht enthielt es eine letzte wesentliche Nachricht für mich? Aber wie sollte ich sie finden?

Ich fühle, wie ich das Buch in der Hand halte, spüre noch sein Gewicht, sehe, wie ich unschlüssig die Seiten durchblättere, dabei auf die kleinen von Vater eingelegten Zettel achte. Vielleicht hier ein Hinweis? Nein. Auch nicht. Mein Vater hatte eine große Bibliothek.

"Hatte", denke ich, dabei hat er sie immer noch. Nur liegt das so weit zurück, ist schon lange: vollendete Vergangenheit. Ich setzte mich auf den Arbeitsstuhl an seinem Schreibtisch, der unter dem Fenster stand, schaute in den Garten, sah mir die Fotos an, die eingerahmt auf dem Schreibtisch standen: Ein Mann blickte mit weit geöffneten Augen in die Ferne, beobachtete scheinbar etwas, was ihn interessierte, wovon er seinen Blick nicht abwenden wollte, was mir verborgen blieb. Eine Frau stand neben ihm und sah mit dunklen, fast schwarzen Augen mich an. Ihre linke Augenbraue stand ein wenig höher auf der Stirn als die rechte, sie hatte den Mund leicht geöffnet, was ihrem ganzen Gesicht etwas kindlich Stauendes gab; die zarte Kette hatte sie bestimmt nur für dieses Foto um ihren Hals gelegt. Vor dem Schlafzimmerspiegel. Vielleicht. Und auf einem dritten Bild ein junges Mädchen, verträumt, naiv, mit glatten, langen Haaren, die sie sichtbar stolz trug, mit einem sehnsüchtigen Mund, einer fein geschwungenen Nase und Sommersprossen, die sie sicher abscheulich fand.

Zögernd stellte ich die Fotos zurück auf ihren Platz, vorsichtig, wie ein Gast in einem fremden Haus.

Wie sanft er das Fenster immer schließt, wenn er kommt. Wie behutsam er geht, wie vorsichtig seine Bewegungen sind. Als wolle er mich nicht erschrecken. Diese lange Pause jedes Mal, bevor sich mein Mund öffnen will, um Worte und Sätze zu formulieren wie Mitteilungen aus einer anderen Zeit.

Ich sehe mich in das Wohnzimmer gehen, mit meiner Hand zärtlich über das Tischtuch hinwegstreichen. Nie habe ich den Stoff so intensiv gefühlt, nie gab es ein so schweigendes Einverständnis zwischen mir und diesen leblosen Dingen. Sie hatten mich nicht verraten. Sie hatten geschwiegen.

In den Wochen zuvor war ich oft in das Zimmer getreten, die Hände ineinander verkrampft, in meinem Kopf ein Kribbeln von tausend Ameisen, unter meiner Haut eine Spannung, die nicht wußte wie und wohin sich entladen. Wie oft wollte ich herumwüten, die Tischdecke samt Vase herunterreißen, die Bilder von den Wänden fetzen; diese ekelhafte Tänzerin zerschmettern, weil sie nicht aufhören wollte, sich um sich selbst zu drehen, egal was ringsum passierte; diese Herbstlandschaft mit den windzerzausten Bäumen und dem unerreichbar weiten Horizont durchbohren; den Tisch und die Stühle umstürzen, das Radio und den Fernseher durch das zersplitternde Fenster hinauswerfen, die Polstermöbel aufschlitzen. Ja, ich wollte die Dinge bestrafen, weil sie vorspiegelten, alles sei gleich geblieben, die leise, unheimliche Zerstörung hätte dieses Haus noch nicht erreicht! Es sollte, endlich, an den Dingen sichtbar werden, was mit mir längst geschehen war.

Und an diesem Abend: eine Ruhe, eine Vertrautheit, ein ungeahnter Frieden. Die sanfte Berührung von Fingerspitzen und Stoff. Kühl lag die Klinke in meiner Hand, als ich die Tür mit leichtem Druck ins Schloß zog. Unendliche Male bin ich durch diese Tür getreten, als Kind, als Mädchen, als Frau, zornig, lachend, zögernd und nie habe ich auf sie geachtet, auf ihre Struktur, auf die Unebenheiten im Holz, auf die kühle Messingklinke mit ihrer leichten Wölbung, die wie geschaffen war für meine Hand.

Auch auf dem Nachttisch des Vaters lagen verschiedene Bücher. Das oberste nahm ich herunter. - Wie würde der erste Satz lauten, den er lesen würde, wenn er wieder im Bett läge

und nicht einschlafen könnte? - Willkürlich blätterte ich in dem Buch und las: "Sie war herzlich und freundlich wie immer. Man merkte ihr nicht eine Spur von Aufregung oder Beunruhigung an."

Ich erinnere diese Worte. Das beruhigt mich. Ein gutes Zeichen. Damals. - Damals? - Vor ein paar Tagen haben mich diese Worte erschrocken. Seltsam zutreffend erschien mir, was dort stand; als hätte jemand meine Situation gekannt und die Sätze deswegen dorthin geschrieben. Ich starrte auf das Papier, bis die Buchstaben begannen, hin und her zu schwimmen, sich die Worte auf und nieder schlängelten und schließlich alles hinter einem Schleier verschwand. Ich sehe mich das Buch zurücklegen, die Handballen auf meine Augenlider drücken, um den Nebel zu verscheuchen: ich sehe mich so, als hätte ich mir schon immer von außen, wie einer Fremden, zusehen können.

Zögerndes Umdrehen, einige Schritte vorsichtig wie eine Blinde gehen, dann: die Augen öffnen und seitlich in einen Spiegel sehen. Über dem hölzernen Fußende der Ehebetten erscheinen zwei, vier, sechs Hände, umhüllt von Schlafwäsche und doch zu erkennen an ihrer unterschiedlichen Größe, und sie beginnen ein halb ernstes, halb groteskes Spiel: sie belehren und beschimpfen einander, sie bitten und irren sich, sind unbeholfen und listig, kleiden sich ständig um. Ich sehe all die Spiele der Kindheit, die Sonntagmorgen für Sonntagmorgen meine Eltern mit mir im Schlafzimmer gespielt haben, in einem wahnwitzigen Tempo noch einmal an mir vorüberziehen, immer schneller, schneller, bis ich mich losreißte und mich entschlossen zwischen den Spuk und den Spiegel stellte.

Zuerst steht die Frau im Spiegel ganz still. Dann kommt sie langsam näher, Schritt für Schritt, unaufhaltsam, sie hebt ihre Hände, mit denen sie mich zugleich angreift und abwehrt.

Endlich, werden ihre Hände von zwei anderen zurückgehalten, Fingerkuppen liegen auf Fingerkuppen, und sie drücken mit gleichgroßer Kraft aufeinander; aber ihr Kopf kommt noch dichter heran und auch ihre starr blickenden, angstmachenden Augen.

Das Glas des Spiegels war kalt an der Stirn. Ich trat einen Schritt zurück, strich mit den Händen über mein Gesicht, meinen Hals, durch den Pullover hindurch fühlte ich meine kleinen, festen Brüste. Niemand wird sie mehr küssen, niemand sie streicheln, dachte ich und schüttelte zugleich den Kopf. Lächelte spöttisch über mich selbst.

Was für absurde Gefühle. Was für eine Dummheit, nach diesem, meinem Entschluß vor einem Spiegel zu stehen und sentimental zu werden. Blitzschnell drehte ich mich auf dem rechten Fuß um mich selbst. Tänzerin sein. Verrückt sein. Besessen. Drehen, immer drehen. Dann ging ich ohne mich umzusehen hinaus. Vor dem Musikzimmer blieb ich kurz stehen, doch die Tür wies mich ab. Langsam setzte ich einen Fuß vor den anderen, klinkte an der Haustür. Sie war abgeschlossen. Dann: lautloses Gehen, die Holzterasse hinauf zu meinem Zimmer, den Stellen ausweichend, an denen das Holz knarren würde. Es war niemand im Haus. Es war egal. Ein Spiel nur. Ich wollte mir selbst beweisen: Ich bin ganz sicher. Ich kann mir trauen. Mein Vorhaben wird gelingen, so wie es mir in diesem Moment gelingt, die Treppe ohne das geringste Geräusch hinaufzugehen.

Dann: das Flurlicht ausschalten, in mein Zimmer gehen, behutsam die Tür schließen, kein Licht anmachen.

Unauffällig hatte ich in den Tagen und Wochen zuvor mein Zimmer aufgeräumt, die Briefe zerrissen, auch die von Laura, auch die von Ralf; die Hefter, die Aufzeichnungen vom Studium, zerrissen, die Tagebücher zerrissen. Stunden habe ich vor dem Ofen gesessen und zugesehen, wie sich die Blätter in den Flammen blitzschnell zusammenrollten, als wollten sie sich aufbäumen, noch stumm protestieren, bevor sie von den Flammen ergriffen wurden, verkohlten, um ganz am Ende zu weißer Asche zu zerfallen. Und jetzt stand ich in meinem Zimmer und war ganz ruhig und glücklich, daß alle die Dinge geordnet waren. Ich hatte lange auf diesen einen Punkt hingearbeitet ohne es mir selbst einzugestehen.

Alle Handgriffe tat ich sicher, bewußt und präzise, als hätte ich sie mein Leben lang eigens für diesen Abend geprobt. Ich sah mir zu, wie man einer Vorstellung zusieht, einem Einpersonenstück. Schallplatte auflegen, Staub mit dem Tuch entfernen, den Spiegel verhängen, wie man es in einem Haus tat, in dem einer gestorben war, in dem man trauerte. - Das Ende der Eitelkeit angesichts des Todes. - Nein, die Eitelkeit hört nicht auf. Ich schaute auf das Pendel der Standuhr, überlegte, ob ich es anhalten sollte, tat es nicht. Einige Zeit

stand ich am Fenster, dachte: Die Natur wird bleiben. Die Bäume werden weiter wachsen, Blätter treiben, blühen, Früchte tragen, welken und immer so weiter, all die Jahre, die unmeßbaren, die unfühlbaren, die sich grau im Nebel verlieren, in einer gestaltlosen Zukunft. Entschlossen zog ich die Vorhänge zu, legte mich auf das Bett und schloß die Augen. Unerwartet sanft war der Schnitt, die Klaviermusik wurde leiser, immer leiser, dann verstummte sie.

Warum kommt er überhaupt ins Krankenhaus? Warum besucht er mich? Bei seiner Überzeugung kann er doch nicht billigen, was ich getan habe. Jede andere kann er hier besuchen aber nicht mich. Warum läßt er mich, verdammt noch mal, nicht in Ruhe? Und warum spreche ich mit ihm? Warum schweige ich nicht, nachdem ich mich einmal, endgültig, zum Schweigen entschlossen habe? Ich will wieder stumm sein. Ich werde das nächste Mal diese endlose Pause aushalten und schweigen.

Es ist so absurd, wieder hier zu sein. Hier. Da. Bei Bewußtsein. Ich hatte abgeschlossen, alles hinter mir zurückgelassen. Endgültig. Unwiderruflich. Dennoch wurde ich zurückgeholt.

Kam ich zu mir. Nicht wissend, wo innen noch außen, nicht wissend, wo ich bin und was los ist, höre ich surrende, tickende Geräusche, ein unbestimmbares Raunen, sehe weiße, rote, blaue Punkte, grelles Licht, nebelhafte Gestalten; wo nichts mehr sein sollte, ist plötzlich: Etwas. Und als ich, ungläubig zuerst, meinen Sinnen nicht trauend, Dinge, Farben, Geräusche voneinander unterscheide, einander zuordne, das Chaos durchdringe, wird mir langsam das Unmögliche klar: Ich bin wieder dort, von wo ich mich ein für allemal verabschiedet hatte. Von dienstbaren Handlangern umgeben, an ein Bett gefesselt, ein mit Schläuchen und Nadeln versehenes Stück Fleisch, des eigenen Willens beraubt. Die Intensivstation als Folterkammer. Die Ärzte als Inquisitoren. Und sie fordern von mir ein Bekenntnis. Als hätte ich nicht lange genug Bekenntnisse abgelegt. Ausgesprochene und unausgesprochene. Fordern sie, daß ich dieser allgemeinverbindlichen Glaubensregel zustimme: Man muß doch leben! Nein. Ich muß nicht. Ich will nicht. Nicht mehr. Nicht so. Ich habe ein Recht, über mein Leben zu entscheiden.

"Sie werden uns noch dankbar sein." Worte. Nichts als Worte. Nein. Ich werde nicht dankbar sein. Niemals. Ich habe gespuckt. Nach diesem ersten Gesicht, das sich aus dem Nebel gelöst hat und auf mich zukam, lächelnd, für mich eine höhnische Fratze. Spucken. Das war das einzige, was ich tun konnte, um meine Verachtung, meinen Widerstand auszudrücken. Nach der Logik der Welt ein Gipfel der Unverschämtheit.

Na und? Ich will diese Logik nicht. Ich verstehe sie nicht. Ich will sie nicht verstehen. Da werden Zehntausende der Unfruchtbarkeit, dem Siechtum, dem Krebstod ausgesetzt. Das wird hingenommen als "Nebenerscheinung", als "Störfall" und dann wird weiter gefeuert und gespalten, mit Ruhe und Gleichgültigkeit, geschützt durch den Wahn der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das ist "logisch".

Aber wenn ich, getroffen von diesen "Nebenerscheinungen", über mein lädiertes Leben entscheide, werde ich behandelt, als sei ich nicht voll zurechnungsfähig. Das ist auch "logisch".

Warum ist meine Entscheidung so unerträglich? Warum versucht man mich mit einem solchen Aufwand von meinem Weg abzubringen? Warum keine vergleichbaren Anstrengungen, um die Ursachen für den vielfach ungewollten Tod zu beseitigen? Ich verstehe diese Logik nicht.

Meinen Eltern kann ich nicht verdenken, daß sie versuchen, mich zurückzuholen. Das ist eine Art Reflex: Die eigenen Nachkommen behüten. Nur begreifen sie nicht, daß sie ohnmächtig sind, daß es nicht mehr in ihrer Macht stehen, zu bewahren und zu behüten.

Ich sollte ihnen ihre Blindheit verzeihen. Aber sie sollen mich, verdammt noch mal, endlich in Ruhe lassen und sich nicht weiter vor der längst fälligen Einsicht verstecken. Sie wissen doch, was mit ihrer Tochter geschehen ist. Aber sie weigern sich hinzusehen und kämpfen weiter einen sinnlosen Kampf. Immer wird am verzweifeltsten um das gekämpft, was schon verloren ist: um eine vergangene Liebe, um eine zerstörte Landschaft, um ein sterbendes Leben. Irgendein Mechanismus, eine Veranlagung hindert uns, den Zeitpunkt, an dem Umkehr, Rettung noch möglich ist, zu erkennen.